

Psychobiologische Geschlechtsunterschiede

Prof. Dr. med. Hubert Speidel

Gehalten am 19. Januar 2002 vor der NGaT in Malente

Die Psychobiologie der Geschlechtsunterschiede und der Geschlechterbeziehung gehören nicht zu den zentralen Themen der psychotherapeutischen Theorie, obwohl ihre Inhalte das psychotherapeutische Tagesgeschäft durchaus bestimmen. Der gesellschaftlich-politische Diskurs tendiert gar zu ihrer Verleugnung, weil die psychobiologischen Gesichtspunkte dem egalitären Anspruch entgegenstehen, der unsere Gesellschaft prägt. Der naturwissenschaftlichen Betrachtung des Menschen, die ganz von molekularbiologischen und molekulargenetischen Themen beherrscht ist, käme die psychobiologische Betrachtungsweise entgegen, wäre sie an hochkomplexen psychosomatischen Zusammenhängen interessiert. Den Ionenkanälen und Zellmembranexpressionen indessen ist es egal, ob es sich um Frauen oder Männer handelt, und die Gynäkologie schließlich ist von ihren technischen Höhenflügen beherrscht und manipuliert ihre Gegenstände eher, als dass sie sie theoretisch analysiert. Die psychosomatische Medizin ist eher an Krankheitsbildern interessiert, zu denen zwar Auswirkungen der Psychobiologie gehören, wie z. B. bei den Eßstörungen, aber der klinische Blick begrenzt den Horizont.

Psychotherapeuten tendieren zu einer psychologischen Sichtweise, was in der Natur der Sache liegt, denn unser Interesse ist die Veränderung durch beziehungsgeleitete Intervention und steht deshalb in einem Widerspruch zu der genetischen Perspektive, aus der sich Verhalten als invariant darstellt. Insofern wir unsere Arbeit als erfolgreich erleben, widerlegen wir die Vorstellung von einem genetischen Fatum. Hierin ähneln sich tiefenpsychologisch und verhaltenstherapeutisch orientierte Psychotherapeuten und sind sich mit den Soziologen einig, die ihre Existenzberechtigung aus dem Paradigma der sozialen Bestimmtheit und Veränderbarkeit des Menschen beziehen. Die Dominanz dieser Sichtweise in ihrer scharfen Gegnerschaft zur genetischen Betrachtung, die dem naturwissenschaftlichen Paradigma entstammt, verdankt sich indessen älteren und mächtigeren weltanschaulichen Quellen als den genannten wissenschaftlichen Konstrukten, die ihrerseits diesen Quellen entstammen.

Die abendländische Entwicklung des Individuums von seinem Ursprung in Athen über Renaissance, Aufklärung, die philosophische Säkularisierung durch die nordeuropäischen protestantischen Philosophen des 17. und 18. und 19. Jahrhunderts und die Französische Revolution hatte zunächst die Befreiung von religiösen und weltlichen hierarchischen Bindungen zum Gegenstand, die Entwicklung der Wissenschaften als Erfolg und als deren Folge schließlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Unabhängigkeit der Frauen von ihrer Biologie und der Geschlechter voneinander. Der konsequente Weg führte also von der Emanzipation von der Religion über die Emanzipation von geistiger Bevormundung – Sir, geben Sie Gedankenfreiheit – zur Emanzipation von Bindungen. Diese Entwicklung bedarf einer soziologistischen Ideologie der Geschlechterbeziehungen, keiner psychobiologischen.

Am historischen Übergang zur Kontrolle der Frauen über die Generativität sprach Simone de Beauvoir 1968 davon, dass die Frau an Mutterschaft und Körper gebunden sei wie ein Tier. Nur über die Berufstätigkeit könnte sich die Frau befreien. Betreuung und Erziehung der Kinder müsste das Kollektiv übernehmen. Die Ehe müsste auf freier, jederzeit kündbarer Vereinbarung bestehen; Abtreibung und Geburtenbeschränkung müssten gestattet werden, und Shulamith Firestone (1970) führte das Projekt der Befreiung der Frau aus ihren biologischen Bedingungen, die von ihr als Diskriminierung aufgrund der biologischen Merkmale und als Übel verstanden wird, fort: damit die biologischen Geschlechtsunterschiede nicht mehr die Unterscheidung der Geschlechter im sozialen Rollengefüge bestimmten, müsse die biologische Reproduktion durch künstliche (Retortenbabys) ersetzt werden.

Diese emanzipatorischen Manifeste sind inzwischen gesellschaftliches Programm. Bereits 1935 hatte Margret Mead vertreten, der Mensch sei das roheste von allen Rohmaterialien, das erst durch die Kultur seine Form erhalte, und Arnold Gehlen hatte Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts entsprechend dem damaligen Wissensstand der kulturalistischen Sicht eine instinkttheoretische Fundierung gegeben, indem er vertrat, der Mensch habe die Instinktausstattung, welche das Verhalten der Tiere leitet, weitgehend verloren. Dem hatte schon 1890 der Psychologe William James, der wohl als erster den Begriff der Evolutionspsychologie benützte, eine andere Sicht entgegengestellt. Er vertrat, das menschliche Verhalten sei flexibel und vielgestaltig, nicht weil wenige, sondern gerade weil sehr viele und sehr raffinierte Instinkte daran beteiligt seien. Er hatte sich mit dieser Meinung aber wegen des späteren Einflusses des monolithischen Triebkonzeptes der Psychoanalyse, aber auch deshalb nicht durchgesetzt, weil man die Annahme einer langen und beliebig erweiterbaren Liste von Einzelinstinkten als theoretisch unelegant empfand.

Erst die vor allem zwischen 1940 und 1980 aufblühende interkulturelle Vergleichsforschung und die verhaltensbiologischen Tierstudien dieser Ära nötigten zu einer Revision einer einseitigen kulturalistischen Sicht insbesondere auf die Geschlechtsunterschiede, deren genetische Fundierung unabweisbar wurde, ohne dass dies, wenn man einmal von den neuerdings lauter werdenden Zweifeln an der Koedukation absieht, gesellschaftlich relevant geworden wäre. Margret Mead hatte ihre zitierte kulturalistische Sicht auf das geschlechtsspezifische Verhalten, wonach die Persönlichkeitsmerkmale, die wir als weiblich und männlich bezeichnen, mit dem Geschlecht so leicht verbunden sind wie die Umgangsformen, die Kleidung oder die Kopfbedeckung, in den vierziger Jahren zugunsten einer mehr biologistischen Sicht deutlich modifiziert, aber gerade deswegen wurden ihre diesbezüglichen neueren Äußerungen kaum zitiert.

Faßt man die kulturvergleichenden Unterschiede zwischen den Verhaltensweisen der Geschlechter zusammen, so findet man in ganz unterschiedlichen Kulturen wie den Kalahari-Buschleuten, englischen Großstädtern und Nordamerikanern ähnliche Geschlechtsunterschiede, z. B. im sozialen und Spielverhalten von Kindern. R.P. Rohmer (1976) fand z. B. in 101 von ihm untersuchten Kulturen, dass Jungen zwischen zwei und sechs Jahren ohne Ausnahme physisch und verbal aggressiver waren als Mädchen. Auch die Begabungsunterschiede bei Mädchen und Jungen sind gesichert (A. Degenhardt und H.M. Trautner (1979).

Die größere Dominanz der Männer nach außen, ihr größeres Bedürfnis nach Anerkennung, die größere Dominanz der Frauen im familiären Binnengefüge und das Überwiegen der mütterlichen Versorgung der Kinder sind (fast) allen Kulturen gemeinsam. Zieht man einen Schluß aus diesen Befunden, die hier nur verkürzt dargestellt werden können, so kann er nur lauten, dass der überwiegende Anteil der interkulturell beobachteten, weitgehend übereinstimmenden geschlechtstypischen Merkmale genetisch festgelegt ist, und dass es sich bei den differierenden kulturellen Ausformungen vor allem um Anpassungen an die spezifischen Lebensbedingungen und um die kulturelle, geschlechtstypische Förderung angeborener Verhaltensprogramme handelt.

Die Primatenforschung hat analoge Befunde erhoben, die nur an einem Beispiel veranschaulicht werden soll. Sie zeigt die evolutionäre Nähe der Primaten zu den Menschen.

Betrachtet man die Befunde zu den genetisch festgelegten geschlechtstypischen bzw. geschlechtsspezifischen Verhaltensdispositionen unter evolutionsbiologischem Aspekt, so liegt der Schluß nahe, dass unsere genetische Ausstattung aus der Ära der Jäger und Sammler stammt und den Bedingungen jener Kultur optimal entsprach, und das heißt, dass die Geschlechter genetisch auf Kooperation, auf gegenseitige Abhängigkeit und Angewiesenheit angelegt und dementsprechend unterschiedlich ausgestattet sind. Unsere derzeitige Kultur, die auf Unabhängigkeit der Geschlechter voneinander angelegt ist, kommt damit in eine pre-

käre Konfrontation zur genetischen Ausstattung des Menschen, auf die noch zurückzukommen sein wird.

Ein in diesem Zusammenhang interessantes soziales Experiment soll hier erwähnt werden: Es gibt in unserer modernen Zivilisation ein großes und bekanntes, in den Zeiten des studentischen und gesellschaftlichen Aufbruchs um 1970 sehr populäres feministisch-sozialistisches, schon seit den zwanziger Jahren bestehendes Gesellschaftsprojekt, nämlich die Kibbuz-Bewegung, mit der ein Modell feministischer Revolution verwirklicht werden sollte. Nach einer Generation aber hatte es in einer femininen Gegenrevolution geendet.

Der Kern des Konzeptes der Kibbuz-Bewegung ist der folgende: sie ist radikal egalitär, sowohl sozial wie ökonomisch. Jede und jeder ist auch Arbeiter, Kapital und Land sind Allgemeinbesitz, die Regierung ist demokratisch in dem Sinne, dass keiner Macht über andere hat. Um auch die Kinder von der Herrschaft der Eltern zu befreien, werden sie gemeinschaftlich erzogen. Die Frau kann sich dadurch von ihrer traditionellen Rolle befreien. Ihre radikale Emanzipation ist das erklärte Ziel. Die ideologische Prämisse ist, dass zwar das Gebären ein biologischer Imperativ ist; kein sozialer Imperativ bestehe aber darin, dass die Mütter ihre Kinder auch aufziehen.

Die Entindividualisierung der Beziehungen wurde zwar nicht vollständig verwirklicht, galt aber als wünschenswert. Gleichheit zwischen Mann und Frau wurde - ganz ähnlich den heute bei uns propagierten Idealen - nicht als Gleichrangigkeit qualitativer Unterschiedlichkeit der Geschlechter, sondern im Sinne der Identität verstanden. Damit war Weiblichkeit automatisch inferior, und die Frauen kleideten sich wie Männer, schminkten sich nicht, fuhren Traktor, und was ihnen an körperlicher Kraft mangelte, ersetzten sie durch Überstunden und übertrafen damit sogar oft die Männer an Leistung. Individuelle Zurückgezogenheit wurde zum moralischen Defekt. Liebe, Zuneigung und Kooperativität sollte auf das Kollektiv übertragen werden. Eheleiche Partnerschaften wurden geduldet, aber minimalisiert (keine Heiratsfeiern), Scheidungen erleichtert. Nach der Geburt kamen die Kinder in Kinderhäuser, nach Altersklassen geordnet. Die Mütter besuchten die Kinder zu Spielstunden und zum Stillen, möglichst gemeinschaftlich. Bei dieser Tätigkeit sollten die Mütter ihre eigenen Kinder nicht bevorzugen. Die Kinderaufzucht wurde Spezialisten übertragen und die Mütter dadurch für die Arbeit freigesetzt. Die Frauen wurden von den Männern unabhängig und behielten auch ihren eigenen Namen. M. E. Spiro untersuchte wiederholt einen 1920 gegründeten Kibbuz. 1920 waren 50% der Frauen in sogenannten produktiven Arbeitszweigen beschäftigt, 1950 noch 12%, 88% waren nun in der Kinderpflege und Erziehung beschäftigt. Dieser Trend verstärkte sich bis 1975. Die Männer stellten 87% der Farmarbeiter, 77% der Industriearbeiter und 99% der Bauarbeiter. In Erziehung und Dienstleistung arbeiteten 84% der Frauen.

In der ersten Phase häuften sich, offenbar aufgrund der Überlastung, die Fehlgeburten. Bei der letzten Nachuntersuchung 1975 stellten Männer 84% der öffentlichen Verwaltungspositionen, 71% der leitenden Posten und 78% der politisch Aktiven. An diesen Funktionen waren die Frauen offenbar weniger interessiert. Sie wandten sich, und zwar nicht durch äußeren Zwang, mehrheitlich ihren traditionellen Frauenrollen zu. Kinder aufzuziehen brachte ihnen nach ihrer eigenen Aussage mehr Befriedigung.

Natürlich ist dieses israelische Projekt nicht direkt und vollständig auf deutsche Verhältnisse übertragbar, aber moderne Frauen-, Familien- und Sozialpolitik kann in wesentlicher Hinsicht als Verdünnungsform der Kibbuz-Politik bezeichnet werden. Sie speist sich vermutlich teilweise direkt aus der unkritischen Rezeption dieses Experimentes, denn die Pilgerreisen der 68-er-Generation führten nicht zu den heiligen Stätten Jerusalems, sondern in die Kibbuzim.

Seit der Entdeckung der Gene in den vierziger Jahren entwickeln sich differenziertere Versuche, die Instinkte zu verstehen. Es wurde versucht, die Populationsgenetik in die Evolutionstheorie Darwins einzubeziehen (Maynard Smith, 1989). Die Entwicklung des Fitness-Begriffs und der Evolution altruistischen Verhaltens (Hamilton, 1964) eröffneten neue Denkmodelle,

die als Soziobiologie in den siebziger Jahren heftig diskutiert wurden. Die entscheidende Wende war die Vorstellung von der selektiven Evolution der Gene, nicht der Individuen, und damit konnten eine Fülle von Verhaltensweisen von Gruppen und Arten besser erklärt werden. Die Arten und Populationen garantieren das Überleben der Gene, nicht der Individuen, und die Fittesten sind die Individuen, die ihre Gene am besten weitergeben. Des weiteren konnte mit der Konzipierung der Hirnfunktion im Sinne von vielfältigen, hierarchisch orientierten, kooperierenden neuronalen Schaltkreisen Instinkte als Lernbereitschaften verstanden werden, die sich erst in der Interaktion mit einer bestimmten Umgebung entfalten. Hier sei an die schon erwähnte Vorstellung von James über die Instinkte erinnert, welche durch die erwähnte Schaltkreiskonzeption bestätigt wird. Die damit befasste Wissenschaft nennt sich Evolutionspsychologie. Ähnlich wie die Psychoanalyse geht sie davon aus, dass die meisten dieser Schaltkreise oder Module unbewusst arbeiten. Das Bewusstsein wird als koordinierendes Modul verstanden, entsprechend dem Ich in Freuds Strukturtheorie von 1923.

Die Architektur des Gehirns muß unter dem Gesichtspunkt der Anpassung unserer Vorfahren an ihre Umgebung verstanden werden. Diese war für unterschiedliche Gruppen unterschiedlich, für Frauen anders als für Männer, und schon früh war die menschliche Umgebung eine kulturelle Umgebung. Genetische und kulturelle Entwicklung stehen in Wechselwirkung. Das ultimative Kriterium der Evolution ist der Reproduktionserfolg, aber es gibt keinen Instinkt, der direkt auf die Fortpflanzung zielt. Tiere wissen nicht, was Fortpflanzung ist. Wenn sie um eine gute hierarchische Stellung kämpfen, unwiderstehlich werben und gute Brutpflege leisten, stellt sich der Reproduktionserfolg von selbst ein.

Gefühle sind aus evolutionärer Sicht nicht dazu da, glücklich zu machen oder ethische Ziele zu fördern, sondern sie veranlassen Handlungen, die letztlich der Fortpflanzung dienen.

Es sollen hier nur einige Beispiele erörtert werden:

Ekel ist der Schutz vor den Risiken des Allesfressers. Die Empfindlichkeit und Übelkeit von Schwangeren verhindert die Schädigung des Ungeborenen. Sie kommt in allen Kulturkreisen vor, und bei Frauen mit starker Übelkeit ist das Risiko für Fehlgeburten und kindliche Geburtsfehler geringer.

Nahrungstabus dienen der Loyalität der Gruppe, weil sie gruppenspezifisch sind. Vielleicht das beste Beispiel für die loyalitätsbildende und letztlich das Überleben der Gene garantierende Funktion von Nahrungstabus ist die koschere Nahrung der Juden. Nur durch diese und andere kulturelle Techniken der Bund mit Jahwe und der absolute Gehorsam ihm gegenüber, das Selbstverständnis als auserwähltes Volk, haben diesem Volk ohne Land, das mit seinen kulturellen Spezifizierungen die Integration in die Wirtsvölker immer vermieden hat und gerade deswegen immer wieder schreckliche Verfolgungen erlitt, das Überleben der Gene ermöglicht.

Das heftigste Gefühl ist Verliebtheit. Es ist ein interkulturell stereotypes Programm, bei dem der Blick und die Hoffnung auf Erwidern die entscheidende Rolle spielen. Mit deren Entwicklung werden die Wahrnehmungen intensiver, und es gibt eine ganze Gruppe von charakteristischen Phänomenen (Dorothy Tennov 1999): wiederkehrende Gedanken an die geliebte Person, Wunsch nach Erwidern, Sensitivität für alles, was als Zuneigung oder Zurückweisung verstanden werden kann, die Unfähigkeit, zur gleichen Zeit auf eine andere Person ebenso zu reagieren und sich für andere Angelegenheiten stark zu interessieren, das Gefühl, dass sich die Verliebtheit ganz aus den wunderbaren Eigenschaften des Liebesobjektes ergibt usw.

Diese Gleichförmigkeit dient einem biologischen Mechanismus, welcher der Vorbereitung einer längerfristigen Paarbildung dient. Das wird kulturell mit vereinbarten Ritualen unterstützt. Der Verfall dieser Rituale in unserer Kultur ist ein Aspekt des Verfalls dauerhafter Beziehungen.

Die Nachteile (Konflikte, Rivalitäten, Zerstörung von Lebensplänen u.a.) werden durch die Beendigung der Partnersuche und die Vorbereitung einer stabilen Elternschaft aufgewogen.

Zur Verliebtheit gehört nun aber ein definiertes Arsenal von neurobiologischen Grundlagen (vgl. 11):

Das natürliche Phenyläthylamin erzeugt rauschhafte Hochgefühle und bei Liebeskummer Entzugssymptome. Es kann von außen zugeführt werden (z. B. durch Schokolade, die deswegen früher einmal als sündig galt, durch künstliche Süßstoffe), aber diese Wirkung ist schwach und flüchtig. Der Phenyläthylaminspiegel steigt kurz vor der Ovulation an und reagiert auch auf Phantasien.

Pheromone werden nicht gerochen, aber sie wirken. Sie werden durch Hormonkonzentrationen auf der Haut freigesetzt, besonders durch Dehydroepiandrosteron, das in den Nebennieren, aber auch im Gehirn produziert wird und zwar gleichermaßen bei beiden Geschlechtern. Es lenkt die Aufmerksamkeit auf den Partner und erhöht das sexuelle Verlangen besonders bei Frauen. Bei Männern wirkt des Testosteron stärker.

Oxytocin, ein Neuropeptid, vom Hinterlappen der Hypophyse ausgeschüttet, erhöht Berührungsempfindlichkeit (beim Tier) und die Paarungsbereitschaft bei beiden Geschlechtern. Es steuert die Bindung der Mutter an das Neugeborene. Es erzeugt den Wunsch zu berühren, und die körperliche Berührung erhöht wiederum den Spiegel. Ratten verlieren ihr Interesse an ihren Jungen, wenn der Spiegel, experimentell erzeugt, fällt.

Vasopressin, chemisch dem Oxytocin ähnlich und vielfach wirksam (u.a. anscheinend als Hüter des REM - Schlafes und damit des Traumes) scheint u.a. eine Rolle für die Festigung der Paarbindung zu spielen.

Testosteron, Östrogen, Serotonin und Dopamin spielen ebenfalls eine wichtige Rolle. Dem verhaltensbiologischen entspricht also ein hormonelles Programm.

Die Evolutionsbiologie erklärt auch die Inzesthemmung, und zwar mit dem damit verbundenen Potential, neue genetische Variationen zu schaffen und dadurch die Parasiten zu überholen, die sich in das Genom einschleichen.

Die Inzesthemmung wird durch das Aufwachsen im gleichen Nest erzeugt, und dies wird u.a. auch durch die Kibbuzerfahrungen bestätigt. Wer bis zum 6. Jahr gemeinsam aufgewachsen ist, ist vor Inzest geschützt. Hier zeigt sich eines der Risiken zerfallender Familien: die neuen Partner der Mutter teilen mit den Kindern gemeinsame Erfahrungen nicht und sind deswegen häufiger eine Gefahr für die Kinder.

Schließlich soll noch ein letztes evolutionspsychologisches Thema erwähnt werden: der verdeckte Eisprung. Die fortlaufende Empfängnisfähigkeit und die Selbstverborgenheit des Zeitpunktes für die Frau erlaubt zwei Hypothesen, die bei der Beobachtung von Affen entwickelt wurden: wenn ein Weibchen immer empfängnisfähig ist, muß das Männchen zum Schutz vor Rivalen immer anwesend sein. Das dient wiederum der Kooperation und Fürsorge. Die Mobilität unserer Gesellschaft schwächt diese Funktionen und ist einer der Gründe für Untreue und Familienzerfall. In diesem Zusammenhang erscheint die Eifersucht als ein normales, unvermeidliches Gefühl, das die Notwendigkeit des Revierschutzes begleitet.

Eine zweite Theorie bezieht sich auf die Haremsbildung, z.B. bei Affen. Hier ist der Infantizid der Schutz vor fremden Genen. Verborgene Ovulation könnte insofern als Gegenmaßnahme verstanden werden. In lockeren sozialen Verbänden nämlich liefe das Männchen ständig die Gefahr, versehentlich eigene Kinder zu töten.

Zur Überprüfung dieser Hypothese untersuchten Sillén-Tullberg und Møller (1993) 68 Spezies von Primaten. Ihr Ergebnis lautet: wenn eine Art monogam ist, gibt es den verdeckten Östrus. Sind Arten mit verdecktem Östrus haremsbildend oder promisk, dann gehen sie evolutionsgeschichtlich den monogamen Arten voran. Zunächst also wird der Infantizid vermie-

den; in der zweiten Stufe, in der der verdeckte Östrus beibehalten wird, kann die Paarbildung gefestigt werden.

Soviel zu einigen, vor allem die Geschlechter betreffenden Befunde und Thesen der Evolutionspsychologie. Sie ist, ähnlich der Psychoanalyse, ein geschlossenes Erklärungssystem, dessen Stärke eben die Erklärung ist. Sie ist aber enger mit den Naturwissenschaften verbunden und wegen ihrer einleuchtenden Erklärungskraft z. B. populärer als die Befunde der Sozialwissenschaften. Sie entstammt allerdings nicht der psychotherapeutischen Erfahrung und ist deshalb auch keine psychotherapeutische Theorie. Insofern ist sie keine unmittelbare Konkurrenz für unsere psychotherapeutischen Konzepte, allenfalls im Hinblick auf Forschungsmittel, dem Genäquivalent der Wissenschaftler. Dennoch sind ethologische, differentielle kulturalthropologische und evolutionspsychologische Erkenntnisse auch und gerade für Psychotherapeuten rezeptionswürdig. Phänomene wie Kriege, Rassenhass, Ethnozide lassen sich wohl am besten evolutionsbiologisch erklären. Diese Phänomene betreffen uns aber potentiell alle. Kulturalthropologie und Evolutionspsychologie ergänzen sich gegenseitig. Das emanzipatorische abendländische Kulturkonzept ist gewissermaßen die Antithese zu beiden. Wir haben uns von dem steinzeitlichen genetischen Programm kulturell teilweise verabschiedet, und es gibt eine öffentliche Tendenz, diese Entwicklung zu vollenden.

Nun leben wir ja nicht mehr in der Steinzeit, und deren Abhängigkeits-Kooperationskonzept ist mit der Vollendung der Emanzipation der Frau veraltet. Damit haben wir uns aber auch von dem rassistischen Kontext der Evolutionsbiologie ideologisch verabschiedet. Auf den ersten Blick erscheint dies als ein großartiger humanitärer Fortschritt. Er muß aber teuer bezahlt werden: der Zerfall der Bindungen und der Verlust der Generativität sind die unvermeidbaren Folgen. Unser abendländisches Kulturprojekt, dies zeigte sich bereits im Untergang Athens und des Römischen Reiches, ist eine Sackgasse. Es geht uns dabei wie dem Kaufmann, der erst zwei Jahre zu spät merkt, dass er schon seit zwei Jahren bankrott ist. Kulturen, die sich an einem, ihnen selbst zwar nicht bewussten, evolutionspsychologischen Programm orientieren, überleben, solange sie diesem Programm, das ein kooperations- und abhängigkeitsorientiertes, mit anderen Worten bindungsorientiertes Programm ist, anhängen.

Religionen sind die Agenturen solcher Programme, und weil das abendländische Christentum geschwächt ist, wird der Islam über den Rassismus der Erhaltung der eigenen Gene siegen. Der Kosovo ist das Modell vor der Haustür, Kreuzberg das Modell im eigenen Haus.

Kehren wir zum Schluß und um eines erfreulicheren Endes willen zur eigenen Profession zurück. Psychologische und genetische Theorien sind nicht mehr so unversöhnlich, seit uns die Neurobiologie gelehrt hat, dass Hirnfunktionsstrukturen und morphologische Hirnstrukturen nicht so invariant bzw. unidirektional abschüssig sind. Wir haben gelernt, dass unsere Tätigkeit auch Hirnstrukturen verändern kann, und so erscheint auch die genetische Ausstattung auf natürlichem Wege modifizierbar. Vielleicht wird dieser Weg auf manipulative Weise überholt werden. Den moralischen Argumenten der Wissenschaftler hierzu darf man aber getrost misstrauen. Sie verwechseln ihren Narzissmus mit Moral, und, das hat die Evolutionspsychologie gelehrt, auch der nicht verwechselten Moral ist zu misstrauen: sie kaschiert schnöde genetische Kollektivegoismen.

Ob die Überwindung unserer steinzeitlichen genetischen Verfassung überhaupt wünschenswert wäre, ist mehr als fraglich. Schließlich hat es durchaus seinen eigenen Charme, wenn die Geschlechter noch etwas miteinander zu tun haben wollen.
